

Nr. 114. Bromberg, den 22. Juli 1925

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(5. Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Von Trompeten- und Posaunenschall erweckt, schlug Diethelm am Morgen die Augen auf; es schien ihm fast, als ob es die Stadtzinkenisten gerade auf ihn abgesehen hätten, und ihm war jetzt so schwer, als ob die ganze Last des Erkauften leibhaftig auf ihm läge; er überschaute jetzt nochmals die Zahlen in seiner roten Schreibtafel und erkannte, daß er mehr eingetan, als ins Mäß will. Jetzt galt es aber mutig einzustehen. Fränz war sehr mißlaunisch, sie hatte sich in den vornehmen Kleidern doch ausnehmend gefallen und kam sich wie erniedrigt vor in der gewohnten Tracht. Sie mußte nun den Vater zu dem Kaufmann Gäbler begleiten, wo man feines blaues Tuch zu einem Mantel für die Mutter einkaufte, und von den Zureden Gäblers unterstützt, ließ sie nicht ab, bis auch für die mehrere städtische Kleider eingekauft wurden. Gäbler war überaus freundlich und sagte, Diethelm habe mit Recht den Ruhm, daß gut mit ihm handeln sei und er etwas an sich verdienen lasse. Als Diethelm die Ware bezahlen wollte, lehnte Gäbler dies mit dem höflichen Beisatz ab, solche Kunden müsse man festhalten, denen stelle man Jahresrechnung, und Diethelm lächelte in sich hinein; so klein auch diese Summe war es zeigte sich doch wieder, wie die ganze Welt ihm ihr Besitztum aufdrang und Vertrauen in ihn hatte. Warum sollte er das selbst nicht haben?

Gäbler rief Diethelm noch auf der Straße nach, daß er in den nächsten Tagen mit dem Brandschatzungskommissär nach Buchenberg käme, um alles aufzunehmen und zu versichern und er hoffe, daß das Beispiel ihm mehr Kunden im Oberlande verschaffen solle. Diethelm hatte das eingekaufte Manteltuch im Arm, jetzt ließ er es plötzlich fallen, und als er sich danach bückte, stürzte er nach der ganzen Körperlänge auf den Boden. Fränz und der herzugeeilte Gäbler hoben ihn rasch auf und Diethelm behauptete mit schmerzverbissenem Antlitz, daß er über einen Pflasterstein gestrauchelt sei.

Der Abschied von den Wirtsleuten im Stern hatte etwas erzwungen Heiteres, der Sternenwirt sagte noch bei der letzten Handreichung: „Es bleibt also, wie wir verabredet." Diethelm nickte bejahend. Mit einem besonderen Behagen legte er dann das Manteltuch in die Kutschentruhe, er konnte seiner Frau damit doch beweisen, wie er ihrer gedacht; und erst als er schon fuhrfertig oben saß, kam Fränz mit hochglühenden Wangen und verweinten Augen. Die beiden Wegfahrenden sprachen kein Wort miteinander und Diethelm schaute immer rechts und links nach den Häusern; sein Blick haftete besonders auf jenen Täfelchen, darauf im schwarzen Felde zwei rote Hände ineinander verschlungen waren.

Erst vor der Stadt nahm Diethelm die Peitsche auf und schlug fluchend und im heftigsten Zorn auf die beiden Rappen, daß sie im wilden Trab dahin rannten. Es war ein schöner, heller Augustmorgen, die Leute am Wege arbeiteten, als wäre nicht gestern Markttag gewesen, und mancher schwere Garbenwagen, der langsam des Weges daherkam, hatte kaum Zeit, dem pfeilschnellen Gefährte auszuweichen, und mancher im Felde drohte mit dem Garbenknebel, mancher Bauer fluchte mit geballter Faust hinter Diethelm drein, denn er war beim raschen Ausweichen in einen aufgeschichteten Steinhaufen am Wege oder gar in den Weggraben gefahren und konnte nun lange nicht mehr vom Fleck, während Diethelm rasch aus den Augen verschwand. An der ersten Anhöhe begegnete Diethelm einem leeren Wagen; er hielt an und erfuhr auf die Frage: Woher? daß dies der Knecht des Steinbauern war, der ihm Wolle zugeführt hatte.

„Hast ein Trinkgeld bekommen?" fragte Diethelm.

„Wüßt' nicht von wem. Die Frau hat sich gar nicht sehen lassen, ein Schäfer und ein Soldat haben die Ballen abgenommen."

In einem Gemisch von Demut und Stolz sagte Diethelm, in die Tasche greifend: „Ich bin der Diethelm, bin selber Knecht gewesen und weiß, was ein Trinkgeld ist. Mein' Frau ist krank. Säh," und er warf buchstäblich das Geld auf die Straße und fuhr davon.

Diethelm schimpfte gegen Fränz über die Mutter, die ihn gewiß wieder „mit ihrem Gruchzen* in der ganzen Welt verbrüllt habe", und Fränz hatte darauf nichts zu erwidern, daß das Verbleiben in der Stadt ja so schön gewesen sei. Trotz der Erwähnung dieses Säumnisses dachte keines von beiden daran, wie es Pflicht gewesen wäre, alsbald selbst heim zu eilen und die Übernahme und Einräumung selbst anzuordnen, statt sie der Mutter über den Hals zu schicken. Fränz und Diethelm waren wie zwei Menschen, die, ohne es sich offen zu gestehen, daß sie ein Unrecht begangen, und doch dessen bewußt, gegen den losfahren, dessen Leiden ihnen den Spiegel ihres Tuns vorhält. Diethelm schwur, daß er nun der Mutter das Manteltuch gar nicht gebe, sie habe es nicht verdient, und nur hierin beschwichtigte Fränz und deutete auf die Kränklichkeit und daraus folgendes grämliches Wesen der Mutter hin. Nun waren sie wieder beide wohlgemut, denn sie konnten jeden kommenden Vorwurf mit mitleidigem Achselzucken von sich weisen.

Am Waldrande in der Mitte des Weges erhob sich eine Staubwolke, und als die Fahrenden näher kamen, zeigte sich eine große Herde Schafe. Der Schäfer kannte Diethelm und sagte, daß er am Abend in Buchenberg sein werde, und lobte überaus die eingekaufte Herde. Diethelm empfahl ihm, ruhigen Trieb zu halten, und warf auch ihm ein Geldstück zu.

„Das ist alles unser," sagte Diethelm dann mit triumphierender Miene zu Fränz und mit Stolz wies er weiter hinaus, wo wieder eine Herde mit einer Staubwolke sich zeigte, und es war ihm, als ob nirgends Raum genug wäre und auf allen Wegen sich sein Reichtum ausbreitete, mit dem er Hohes, Unübersehbares erobern wollte. Mit Behagen erzählte er zum hundertsten Male der Fränz, wie er vor drißig Jahren mit dem Stab in der Hand und neun Kreuzer in der Tasche nach Buchenberg gekommen sei und wie er jetzt auftrete und noch höher hinaus müsse. „Und alles nur für dich und für die Meinigen in Letzweiler," schloß er und redete nun Fränz ins Gewissen, daß sie den Schäfer Munde, der jetzt daheim gewiß auf sie warte, ein für allemal aufgeben müsse. Fränz erklärte sich hierzu bereitwillig, sie spottete über die Liebschaft mit Munde als über ein Kinderspiel, nannte ihn ein an Pfennigwirtschaft gewöhntes Schäferle und sagte geradezu, daß sie nur noch in reichen Verhältnissen leben und sich nicht abplagen möge wie eine Viehmagd.

An der sogenannten kalten Herberge auf der Anhöhe standen noch drei beladene Wollwagen. Diethelm stieg ab und hörte, daß diese Fuhren für ihn seien; er ließ nun den Fuhrleuten auftischen nach Herzenslust, beschenkte die Armen und Wanderburschen, die sich wie gerufen eingestellt hatten,

* Jammern.

und gebärdete sich überhaupt, als ob er einen großen Schatz gefunden und Geld für ihn gar keinen Wert habe. Er freute sich des dankenden Lobes von den Fuhrleuten und horchte aus dem Verschlage hinaus nach der großen Stube, denn er wußte wohl, daß die Leute dort den Ruf im Lande machen. Es war aber nicht allein dieser Ruhm, der ihn erfreute: er hatte seine Lust an der Freigebigkeit selbst; dieses Aufleben der Beschenkten durch die Gabe, dieses Erleuchten des Antlitzes gleich dem glänzenden Aufsprossen einer Pflanze nach erfrischendem Regen, das tat ihm im Innersten wohl.

Sinnliche Naturen, das heißt solche, die mit mächtigen Trieben ausgestattet sind, neigen auch leicht zu Freigebigkeit und Wohltätigkeit: das Mitgefühl ist rasch erregbar und jener dunkle Zusammenhang mit der Außenwelt offenbart sich in Leid und Lust. Was man die Gutherzigkeit nennt und mit Recht hoch hält, wird durch solchen Ursprung nicht aufgelöst, die Sonne freier Erkenntnis färbt die Frucht, der aus dunklem Grunde der Saft zuströmt.

Diethelm empfand eine wahre Glückseligkeit in der Anschauung und in dem Gedanken, wie viele er labte und erquickte.

Der Wein mundete vortrefflich, und da einmal aus Versehen ausgespanut war und die Frau zu Hause gewiß kein Essen bereitet hatte, ließ es sich Diethelm, trotzdem es noch so früh am Tag war, trefflich schmecken; zankte nun die Frau daheim, so hatte er doch vorgesorgt und der Wein gab Mut zu allem. Der Wirt äußerte in redseliger Weise seine Freude über die Einkehr Diethelms und erzählte, wie es ihn schon lang verdrossen habe, daß er immer ohne anzukehren vorübergefahren sei. „Freilich“, setzte er hinzu, „früher hat das Haus kein Ansehen gehabt, aber jetzt, seitdem ich neu gebaut habe, besuchen mich die Herrschaften aus der Stadt.“

„Hast deswegen neugebaut?“

„Nein, ich hab' müssen, ich bin ja abgebrannt.“

„So?“ sagte Diethelm und stürzte ein volles Glas hinab. „Bist versichert gewesen?“

„Darüber könnt' ich nicht klagen, der Kaufmann Gäbler auf dem Markt hat mir den Schemel unterm Tisch vergütet.“

Diethelm schwieg während der weitläufigen Erzählung von dem Brand und dem Neubau. Er hörte mißtrauisch die ganze Darlegung von der Anklage auf Brandstiftung und der vollkommenen Freisprechung von derselben, und so heiter er in das Wirtshaus eingetreten war, ebenso mißmutig verließ er dasselbe: der Mann und alle seine Habe, alle die Tische, Stühle, Türen erschienen ihm so verbrecherisch, das ganze Haus so unheimlich, als spräche aus jedem Stein und Balken das Verbrechen, das es gegründet haben sollte.

Als flöhe er vor einer verzauberten Behausung, die ihn festbannen wolle, machte sich Diethelm davon und die Leute schauten ihm verwundert nach, als er in gestrecktem Galopp über die Hochebene davonjagte.

Als es wieder bergab ging, hemmte Diethelm kein Rad und die Rappen stemmten sich rechts und links und Diethelm fuhr immer hin und her, um dadurch eine Schlängelung des Wagens zu gewinnen; da krachte es plötzlich, der Sattelgaul stürzte und riß Diethelm mit sich vom Wagen herab, daß Fränz laut aufschrie. Herbeieilende Wegknechte halfen bald wieder auf, Diethelm hatte sich nicht beschädigt, nur hinkte er am linken Fuß. Die zerbrochene Deichsel wurde zusammengebunden, und die wild gewordenen Pferde an der Hand führend, ging Diethelm mit der Fränz neben ihnen her. Eine gute Strecke gingen sie lautlos dahin, jetzt hielt Diethelm an, nahm seufzend den Hut ab, seine Haare schienen in der Tat seit zwei Tagen sehr gebleicht zu haben, und an das staubbedeckte Pferd gelehnt, sagte er mit zitternder Stimme: „Fränz, ich tät sterben, ich tät mir selber den Tod an, wenn ich auf meine alten Tage in Not käm'; wenn ich laufen müßt' und nicht mehr fahren könnt'. Guck, ich mein', ich geh knietief im Boden, so schwer wird mir's. Wenn ich soweit 'runterkäme — nein, es darf nicht sein. Ich bin nicht allein, ein ganzes Dorf stürzt mit mir. Wenn ich niemand mehr was schenken könnt' — lieber möcht' ich gestorben sein.“

Fränz tröstete, so gut sie konnte, und nannte diese Schwermut nur eine Folge des Schreckes. In Unterthailfingen, kaum noch eine Stunde von Buchenberg, war Diethelm eigentlich schon zu Hause, denn hier hatte er einen Weidgang für vierhundert Schafe gepachtet. An der Schmiede wurde nun die zerbrochene Deichsel wieder festgenietet und der Wein im Wirtshaus festigte fast ebenso das geknickte Gemüt Diethelms, ja, er fühlte sich so frisch gestimmt, als ginge es zu einer besondern Festlichkeit, und in seltsamer Laune schickte er nach dem Bader und ließ sich von ihm mitten in der Woche die Bartstoppeln abnehmen.

Achtes Kapitel.

Mit Aufsehen erregendem Wagengerassel fuhr Diethelm in Buchenberg ein; aber es schaute niemand nach ihm, denn eben läutete die große Glocke, die sogenannte alte Kathrin, die nur bei Sterbefällen und in Feuersgefahr allein angezogen wurde. Diethelm fühlte, wie dieser Klang ihm den Atem stellte. Wär's möglich, daß seine Frau sich ein Leid angetan? Er mußte die Leute auf der Straße für die arme Seele beten lassen und konnte nicht fragen.

„Wer ist gestorben?“ fragte er, beim Wirtshause zum Waldhorn anhaltend, und er erhielt zur Antwort, daß man dem alten Küfermichel zum Verscheiden läute. Diethelm knallte mit der Peitsche. Es war nicht der Mühe wert, um den alten Mann so viel Aufhebens zu machen.

Heitern Sinnes fuhr er das Dorf hinaus nach seinem Gehöfte. Im hellen Mittagsglanze lagen Haus und Scheuer und Ställe stattlich da. Das Haus, mit der Giebelseite nach der Straße gekehrt, von den Grundmauern bis zum Dach um und um mit grauge̲wordenen Schindeln vertäfelt, die als Wetterpanzer dienten, öffnete jetzt sozusagen seinen Mund und erhielt große Brocken; denn in dem Vorbaue am Dache standen zwei Männer und zogen an der Radwinde die Wollballen herein, die von unten hinaufgeschrotet wurden. Aus dem Schornstein stieg kein mittäglicher Rauch auf und es war nun doppelt gut, daß in der kalten Herberge vorgesorgt war. Während er den kleinen Hügel hinanfuhr, überlegte Diethelm, wie er dem keifenden Wesen der Frau begegnen solle, und er blieb dabei, daß er zu allem lächeln und geheimnisvoll tun müsse, als ob er einen großen Gewinn in der Tasche und einen noch größern in Aussicht habe. Als er anhielt und abstieg, ließ sich niemand sehen. Diethelm führte selbst die Pferde in den Stall und schickte durch Fränz das Manteltuch der Mutter; dann ging er an der Stubentür vorbei, drin er laut weinen hörte, hinauf auf den Speicher, und als er hier mit Medard zankte, weil er die verschiedenen Sorten untereinander gelegt, erwiderte dieser trotzig, das ganze Geschäft sei eigentlich nicht seine Sache, er sei Schäfer und nicht Kaufmannsdiener. Zu jeder andern Zeit hätte Diethelm auf solche trotzige Art tapfer ausgeschirrt, heute aber brummte er nur vor sich hin: „Wart' nur, krummer Spitzbub“, und sprach kein lautes Wort. Er wollte es vor allem vermeiden, vor den vielen ein- und ausgehenden Fremden im Hause irgend Zank laut werden zu lassen; denn es konnte dabei manches zutage kommen, was besser verborgen blieb; auch wußte er, wie große Stücke seine Frau auf den Schäfer und dessen ganze Sippschaft hielt. Als er wieder die Stiege herabkam, stand die Frau am Herd und zündete Feuer an. Er reichte ihr die Hand und fragte:

„Warum hast denn bis jetzt kein Feuer angemacht?“

„Ich hab' warten wollen, bis du's selber anzündest“, erwiderte die Frau in schmollenden Tone. Diethelm stand erstarrt und biß auf die Lippen. Was meinte die Frau mit diesen Worten? Wie konnte sie ahnen, daß heute zum zweitenmal ein solcher Gedanke ihm wie ein brennender Funke in die Seele fiel? Die Frau aber schien diese Worte nur unbedacht als scharfe Widerrede gesprochen zu haben; denn ohne weiter darauf einzugehen, schalt sie die Fränz:

„Was laufst so 'rum wie ein Schlittengaul? Zieh deine Sonntagskleider aus. Es ist ja Sünd' und Schand'. Wirst doch nicht so daheim 'rumlaufen wollen? Bei rechtschaffenen Bauersleuten ist's immer so gewesen: wenn man heimkommt, zieht man seine Werktagskleider an und legt die guten ordentlich in den Schrank. Aus dem Weg! Darfst mir nichts anrühren. Fahr in der Welt herum oder zum Teufel, wohin du magst.“

Der Zorn gegen den Vater ging, wie schon so oft, auch diesmal an dem Kind aus; denn einerseits hatte Martha nicht den vollen Mut gegen ihren Mann, anderseits wußte sie, daß eine Kränkung der Fränz ihm doppelt weh tue. Fränz wollte laut aufweinen, aber Diethelm beschwichtigte sie und sagte:

„Die Mutter hat recht, ganz recht hat sie, aber heut ist eine Ausnahme, heut kommen noch viele Leut' und da darf man nicht so verhudelt 'rumlaufen.“

„Und ich? ich kann das Aschenputtel sein?“ frug die Mutter.

„Du mußt dich auch besser antun. Wie gefällt dir das Mantelluch? Frau, du wirst dein' Freud' haben an dem Marktgang,“ sagte Diethelm mit zutraulicher Stimme, während er klein Holz häckelte, eine Aufmerksamkeit, die er seit den ersten Jahren der Ehe nicht mehr gehabt hatte.

Der Hausfriede war nun notdürftig hergestellt und Diethelm mußte bei Tische tun, als ob er noch nirgends gespeist habe; er würgte jeden Bissen mit Mühe hinab und sein ganzes Heimwesen erschien ihm auf einmal so düster: wie war's draußen in der Welt so hell und freundlich und alles so zuvorkommend, und hier mußte er immer tun, als ob er das Gnadenbrot esse. Die freie Stimmung, die er aus der Ferne mitgebracht, war plötzlich gefängnisdumpf, und als er

wieder hinabkam und seine Halbkutsche sah, meinte er, er müsse gleich wieder anspannen und fort, immer weiter: auf der kalten Herberge, im Stern, in der Post, überall war's viel besser, sonniger und luftiger.

Wagen an Wagen kamen angefahren, Herden hielten unten am Wege und blökten so kläglich und Diethelm war's wieder, als ob ihn all das neue Besitztum erdrücke; er hatte außer Medard noch zwei Schäfer in Dienst genommen, und noch hatte jeder mehr als die gewohnte Zahl vierhundert zu hüten. Aber er tat freundlich und wohlgemut, er half selber die Ballen oben in der Luke einziehen und einmal schrie alles laut auf, denn Diethelm hatte sich zu weit hinausgewagt, er hing in der Luft am Seil, es war ihm, als schwebte er über dem Abgrund: er wußte nicht, sollte er festhalten oder freiwillig hinabstürzen, daß er zerschmettere und alles auf einmal aus sei; aber unwillkürlich hielt er fest, und besonders der Geistesgegenwart und dem entschiedenen Kommando des Schäfersoldaten Munde war es zu danken, daß vor lauter Staunen über den möglichen Unfall derselbe nicht in der Tat eintraf. Die Männer unten ließen leise die Last wieder herabgleiten und Diethelm stand schwankend auf dem Boden und fühlte, wie er aus Not und Tod plötzlich wieder ins Leben gestellt war. Die Gefahr, in der Diethelm geschwebt, hatte plötzlich wieder all die Liebe Marthas zu ihm geweckt, sie umhalste ihn laut weinend und dankte Gott für seine Rettung. Vor einer Stunde noch voll Jähzorn und giftiger Verwünschungen verfiel sie jetzt in die ganz entgegengesetzte Stimmung, daß sie ihren Diethelm „verkindelte", so daß dieser einst von solcher altmütterlichen Behandlungsart gesagt hatte: es fehle weiter nichts, als daß ihm seine Frau noch Kindsbrei koche. Martha duldete es nicht mehr, daß Diethelm irgend Hand anlege; sie besorgte selber die Empfangnahme alles Eingekauften. Diethelm mußte in der Stube sitzen, und wie er draußen lärmen und rufen hörte, kam er sich vor, als wäre er im Fieber gefangen und alles stürmte auf ihn ein, und er konnte sich nicht wehren und mußte still alles mit sich geschehen lassen.

Endlich waren die leeren Wagen abgefahren, die Herden in den weitläufigen, an das Haus angebauten Ställen untergebracht, es war Abend und Diethelm fühlte sich so wohl daheim, daß ihm die vergangenen Tage und das Hinaussehnen wie ein Traum erschien. Hier allein war Friede und Glückseligkeit. Er ließ den Munde in die Stube rufen, dankte ihm für seine entschiedene Hilfe und schenkte ihm einen Kronentaler. Munde nahm zaghaft das dargebotene Geld, aber er nahm es doch, und fast stolperte er über Fränz, die am Spinnrocken saß, und verließ ohne ein Wort die Stube. Diethelm war so hingegeben, daß er fast geneigt war, seiner Frau die ganze Lage seiner Verhältnisse zu offenbaren; aber er hielt noch zeitig genug an sich und erklärte ihr nur, daß er entschlossen sei, nur noch diesmal die Handelsschaft zu treiben, dann wolle er wieder hier oder anderswo sich Äcker kaufen und ruhig bauern wie ehedem. Diese tröstliche Aussicht, die das Antlitz der Frau fast verjüngte, erfüllte Diethelm selbst mit einer heitern Gemütsruhe und in ihm sprach's: es muß alles wieder gut werden, Gott darf eine so schöne Zukunft nicht zu Schanden werden lassen . . . Eine andächtige Stille herrschte in der Stube und Diethelm zog die Uhr auf, das war das Zeichen, daß es Zeit zum Schlafengehen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Tafelutensilien.

Von Otto Promber, Dresden-Laubegast.

(Nachdruck verboten.)

Vom Garten herauf, wo im Silbergeplätscher des alten Parkbrunnens Najaden mit grünüberhauchten steinernen Muscheln die in kühnen Bogen niederspringenden Wassersträhne auffingen, quoll ein Dufthauch von Rosen durchs offene Fenster. Versonnen saß die junge Frau im bequemen Korbstuhl und blickte zu den von ersten Dämmerschleiern umsponnenen Kronen der Parkbäume hinüber, wo eine Drossel unermüdlich ihrer Kehle Schmelz verwendete.

Da schellte die Klingel.

Das Mädchen klapperte mit den Türen. Eine leise, sonore Männerstimme . . .

Dann huschte die Jungfer lautlos über die weichen Teppichläufer ins Zimmer. Im Spiegel der Kredenz bemerkte die junge Frau beim halben Umwenden, wie die Jungfer mit der Linken ihr weißes Häubchen zurechtrückte, während die Rechte eine Silberschale mit Karte hielt. „Der Herr Doktor . . ."

Die junge Frau neigte lächelnd den schönen Kopf. „Ich lasse bitten."

Eine Minute später: Verbeugung. Händedruck. Handkuß. Herbeirollen eines Sessels. Tischchen mit Rauchzeug. Und ein schalkhaft drohender Finger: „Heut aber lösen Sie endlich Ihr Versprechen ein, bester Doktor, mich über Tafelgeheimnisse zu unterrichten. Denn Ihr dickleibiges kulturgeschichtliches Werk zu lesen, bis ich mir aus dem Vielerlei ein paar Schotenkörnchen des Wissens herausgeschält habe, fehlt mir — Sie verzeihen! — die Geduld."

„Verstehe, Gnädigste!" Dann musterte er ihr reizendes Lockenköpfchen, das sich über der rosa Crêpe de Chine-Bluse anmutig wiegte.

In impulsiven Drange machte er zwei Schritte vor, er griff ihre Hand und drückte einen Kuß auf einen der kleinen schmalen Fingernägel. Dann zündete er sich lässig eine Zigarette an, ließ sich im molligen Sessel bequem nieder — und begann:

„Wenn Sie ihren großen Wäscheschrank öffnen, um ein damastnes *Tischtuch* herauszunehmen, meinen Sie vielleicht, dies geschah schon zur Zeit Kaiser Karls des Großen. Aber Sie verzeihen, Gnädigste, wenn ich intime Wäschefragen berühre: dieser Kaiser besaß noch nicht einmal ein Hemd, kein Taschentuch, geschweige denn ein Tisch- oder Tafeltuch. Dennoch wurde dieses bei den alten Völkern verwendet. So wurde im Frühjahr 1921 bei den Ausgrabungen auf der Stätte des altägyptischen Theben von der Expedition des Neuyorker Metropolitan Art Museum ein interessanter Wäschefund gemacht. Man brachte eine Mumie ans Tageslicht, die augenscheinlich mit der ganzen Wäsche ihres Haushalts begraben worden war. Wie eins der Mitglieder der Expedition, der Archäologe Walter Hauser, berichtet, befanden sich darunter etwa 40 prachtvolle leinene Tischtücher, die sehr groß und alle mit Fransen geziert sind. Bei einigen der schön goldbraun gewordenen Tücher wurden Spuren sorgfältiger Ausbesserung festgestellt. Im frühen Mittelalter aß man allgemein an hölzernen Tischen. Reiche Leute aber benutzten ab und zu gegerbte Felle als Unterlage für Schüsseln und Teller. Erst später fand man an fürstlichen Tafeln aus Leinwand und Damast hergestellte Tischtücher. Daneben sei eine merkwürdige Sitte erwähnt. Der Herold hatte die Berechtigung, vor dem Platz eines Ritters, auf dem irgend ein Makel lastete, das Tischtuch entzwei zu schneiden und ihm den Teller und das Brot umzukehren. Der so Geschmähte mußte alsdann den Makel tilgen oder beweisen, daß man ihm Unrecht getan hatte.

Auch die *Serviette* stammt aus dem Mittelalter. Vordem wurde, selbst an den Höfen, nach dem Essen Waschwasser von den Dienern gereicht. Diese Form der Reinigung bestand schon im Altertum. Erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts kam man darauf, dem Gast eine Serviette neben den Teller zu legen. Der erste Fürst, der sich einer solchen Serviette bediente, soll König Karl VI. von Frankreich gewesen sein; im Jahre 1403 wischte er sich in Reims nach der Mahlzeit erstmals mit einem gewebten Tuche ab. Von der Königin Isabella von Frankreich wissen wir, daß sie bereits ein halbes Dutzend Servietten besaß. Und von der Gräfin Katharina von Angoulême behauptete man 1497, daß sie — unerhörter Luxus! — 23 Dutzend Tischmundtücher besaß. Allein erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die Serviette in Deutschland häufig verwendet. Natürlich nur von Fürstlichkeiten, Adeligen, Patriziern. Erasmus von Rotterdam empfahl in seiner „Tischzucht", die von dem guten Ton beim Essen handelt, eindringlich die Benutzung dieser Tücher; doch sah er sich dabei veranlaßt, festzustellen, daß sich leider die meisten Leute beim Essen bis zum Ellenbogen herauf beschmierten und dann am Tischtuch notdürftig reinigten. Im 17. Jahrhundert besaßen bürgerliche Leute schon eine große Anzahl von Servietten. Molière hinterließ solche, und die Marquise von Pompadour gab für ihre aus feinster Leinwand hergestellten Servietten die damals ganz ungeheure Summe von 600 000 Livres aus. Allerdings fällt der Tod dieser Geliebten Ludwigs XV. von Frankreich schon in die neuere Zeit, nämlich ins Jahr 1764.

Und die Eßgeräte, Verehrteste! *Teller* und *Löffel* bestanden einst aus Holz; *Messer* wurden erst im 13., *Gabeln* und metallene Löffel gar erst im 16. Jahrhundert gebräuchlich. Als Löffel mochte ursprünglich die Hand gedient haben; und vor so und so vielen Jahrhunderten setzten sogar die vornehmsten Herrschaften den Suppenteller höchst einfach an den Mund, um den Inhalt zu schlürfen. Dabei gab es rohe Späße, derart, daß man in angeregter Stimmung manchem den Teller gegen den Kopf drückte, so daß sich die mehr oder weniger fette Brühe über Rock oder Hose ergoß. Das Fleisch wurde in Ermangelung von Gabeln einfach in die Hand genommen und zerrissen, oder man riß mit dem Munde Stücke aus dem Fleische. So wenigstens war es bei den rauhen Germanen. Doch trug man auch schon im Altertum das Fleisch fertig zerteilt auf die Tafel.

Vor Einführung der Gabel wurden auch kleine Stäbchen benutzt. Die Gabel wurde zuerst von dem 1072 gestorbenen Petrus Damianus erwähnt, der aussagte, daß eine Prinzessin aus Byzanz diese Neuerung nach Venedig gebracht habe. Dieser Petrus eiferte gegen das neue Instrument, das ein Zeichen der Verweichlichung sei. Im Jahre 1360 tauchte die Gabel in Florenz auf. Doch vermochte sie sich keineswegs rasch einzubürgern. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war sie in Deutschland und Frankreich, zu Anfang des 17. Jahrhunderts in England noch selten zu finden. Aus dem 17. Jahrhundert besitzen wir Bilder, die Mahlzeiten ohne Benutzung der Gabel darstellen. Noch 1787 gab es in einem Spital zu Rothenfels am Main Messer und Löffel, aber keine Gabeln.

Und wie einfach war früher die Tafelbeleuchtung! Zur Zeit Kaiser Karls V. war einer der prachtliebendsten und verschwenderischsten Männer der Graf von Edix; einst gab er ein Nachtmahl, bei dem einige Diener mit Talglichtern in den Händen leuchten mußten. Dieser „unerhörte Beleuchtungsluxus" bildete lange Zeit hindurch das Tagesgespräch des Volkes. Sie sehen also, meine liebe Freundin, daß sich nicht nur die Zeiten, sondern auch die Menschen, die Sitten, die Anschauungen und Gewohnheiten ändern."

Bunte Chronik

* **Ein Schwindel in großem Stil.** Vor einiger Zeit war in großen amerikanischen Blättern folgende Anzeige zu lesen: „Jeder, der 25 Cents einschickt an (hier war die Adresse angegeben) bekommt eine 50 Cents-Freimarke." Viele, recht viele sogar sandten 25 Cents an die angegebene Adresse. Gleich darauf empfingen alle wirklich eine neue, ungebrauchte Freimarke zu 50 Cents. Eine neue Zeitungsanzeige: „Jeder, der 50 Cents schickt an — — — bekommt eine 75 Cents-Freimarke." Viele Tausende sandten 50 Cents ein, und alle bekamen postwendend eine Freimarke zu 75 Cents, neu, ungebraucht, all right. Es verbreitete sich das Gerücht von einem exzentrischen Millionär, der Freimarken unter Preis verkaufe, und alles spähte nach der nächsten Zeitungsanzeige. Die ließ auch nicht auf sich warten und lautete: „Jeder, der 75 Cents schickt an — — — bekommt eine Freimarke zu 1 Dollar." Millionen Personen schickten 75 Cents ein — aber die Freimarke zu einem Dollar kam niemals!

* **Ein neues Rotorschiff.** Wie wir hören, wird gegenwärtig auf der Weserwerft in Bremen ein zweites Rotorschiff gebaut, das 3000 Tonnen groß sein wird, während die „Buckau", ein umgebauter Dreimastsegler, 600 Tonnen faßt. Gegenüber der Rotorhöhe der „Buckau" von 15,5 Meter und einem Durchmesser von 2,50 Meter wird der neue Rotor eine Höhe von 28 und einen Durchmesser von 7 Mtr. haben. Die Konstruktion wird dabei besonders auf die Verwendung der Rotoren als Zusatzkräfte hinausgehen, um so die größte Wirtschaftlichkeit für Frachtschiffe zu erzielen.

* **Die Totenheirat bei den Tataren** stellt eine ganz eigentümliche sittengeschichtliche Erscheinung dar. Um das 13. Jahrhundert pflegte man bei diesen Völkern Eheschließungen auch zwischen schon Gestorbenen vorzunehmen. Sie beruhten auf dem zuversichtlichen Glauben, daß alle verbrannten Dinge durch den zum Himmel aufsteigenden Rauch in eine andere Welt und damit in den Besitz der Toten übergingen. Marco Polo berichtet über diesen Brauch und seine geheimnisvollen Zeremonien („Am Hofe des Großkhans", Brockhaus, Leipzig) wie folgt: Man malte menschliche Figuren auf Stücke Papier, welche Diener mit Pferden, anderen Tieren, Kleidungsstücke, Geld und Hausgerät darstellten, und übergab das mit dem in bester Form aufgesetzten Heiratskontrakt den Flammen. Man glaubte, daß auf diese Weise die Toten im Jenseits Mann und Frau in gesetzlicherForm würden. Nach dieser Feierlichkeit betrachteten sich Väter und Mütter als gegenseitig verwandt, gerade als wenn eine wirkliche Verbindung zwischen lebenden Kindern abgeschlossen wäre.

* **Glück muß der Mensch haben.** Ein reicher Geschäftsmann in St. Louis, der vor einiger Zeit starb, hinterließ in seinem Testament die Bestimmung, daß die Summe von 740 000 Dollar unter seine Angestellten zu verteilen sei. Die Überraschung unter den Angestellten war natürlich groß, am größten allerdings bei dem neunzehnjährigen Kommis, der erst seit vier Monaten bei dem Philanthropen in Diensten war und während dieser Zeit keine andere Arbeit verrichtete, als Briefmarkenkleben und Kuvertkleben. Er erhielt nämlich einen Anteil von 20 000 Dollar, das sind 84 000 M. — eine Summe, die weniger Glückliche in ihrem ganzen Leben nicht erarbeiten können.

* **Kaukasische Ernten von Heuschrecken bedroht.** Die großen Heuschreckenschwärme, über deren Auftreten in den kaukasischen Ländern bereits mehrmals Alarmnachrichten nach Moskau gesandt worden sind, haben sich in kurzer Zeit ins Ungemessene vermehrt und in Dagheſtan unter der Landbevölkerung geradezu eine Panik hervorgerufen, da die gesamten Ernten bedroht erscheinen. Vor einigen Tagen wurde eine Heuschreckenwolke beobachtet, die nach den beim Daghestanschen Rat der Volkskommissare eingelaufenen Berichten eine Länge von 15 Kilometern gehabt haben soll. Alle Felder und Wiesen, Landstraßen und Brücken waren mit Heuschrecken bedeckt. In Daghestan ist die gesamte Landbevölkerung zur Bekämpfung dieser Plage mobilisiert worden. Es fehlt aber zunächst an den chemischen Mitteln zur Bekämpfung der Heuschrecken, auch sind nicht genügend Flugzeuge vorhanden, um dieses Mittel in den bedrohten Ortschaften schnell zu verteilen.

* **Ein Hundertjähriger mit einem Lungenflügel.** In Eclure bei Genf starb dieser Tage der Uhrmacher Jacob Gunzinger, nachdem er kurz vorher seinen hundertsten Geburtstag gefeiert hatte. Gunzinger litt seit frühester Jugend an Tuberkulose und besaß seit seinem 26. Lebensjahre nur noch einen Lungenflügel. Die Ärzte gaben ihm damals nur noch höchstens ein Jahr zu leben. Gunzinger, der sehr lebenslustig war, dachte aber nicht daran, dieser schönen Welt so früh den Rücken zu kehren. Ungewöhnlich intelligent veranlagt, warf er sich auf das Studium einschlägiger medizinischer Werke und legte sich selbst auf Grund der so erworbenen Kenntnisse eine Lebensweise zurecht, die sich so außerordentlich bewährte, daß er nicht nur das außerordentlich hohe Lebensalter von hundert Jahren erreichte, sondern auch bis zuletzt rüstig und guter Dinge war. In seinem Beruf war er noch unverdrossen tätig, als er bereits hoch in den Neunzigern stand. Erst in den allerletzten Jahren hatte er sich zur Ruhe gesetzt; aber das tun Gesunde bekanntlich auch, nur viel früher.

* **Ein Raubmörder, der seine Hinrichtung verlangt.** Der Raubmörder Otto Leest, der wegen Ermordung des Briefmarkenhändlers Hamburger zum Tode verurteilt worden war, ist zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden. Leest hatte nach seiner Verurteilung auf eine Revision verzichtet und verlangt, daß das Urteil so schnell wie möglich vollstreckt werde. Er lehnte jedes Gnadengesuch ab. Trotzdem hatte sein Verteidiger das Gnadengesuch eingereicht, das jetzt den Erfolg hatte, daß die Vollstreckung der Todesstrafe durch eine Umwandlung in lebenslänglicher Zuchthaus aufgehoben worden ist. Als Leest hiervon Kenntnis gegeben wurde, verlangte er sofort Tinte und Papier und richtete eine Eingabe an die Behörde, in der er erklärte: „Ich nehme die Begnadigung nicht an und will unter allen Umständen geköpft werden, ich habe über mich selbst zu bestimmen und nicht meinVerteidiger." Dieser Einspruch ist aber wirkungslos, da es sich um einen staatsrechtlichen Hoheitsakt handelt, der unumstößlich ist.

* **Graf Zeppelin ein Nachkomme Karls des Großen.** Von direkten Nachkommen Kaiser Karls des Großen in Frankfurt a. M. berichtet in der „Frankfurter Zeitung" Prof. Ebrard. Veranlassung dazu gibt ihm eine Publikation über Paul de Rapin, Seigneur de Thoyras, von Raoul de Cazenove. Paul de Rapin war ein französischer Hugenott, der lange in englischen Diensten stand und sich im Jahre 1707 in Wesel niederließ, nachdem er vorher ein großes Werk über die Geschichte Englands publiziert hatte. Er starb im Jahre 1725 64 Jahre alt. Paul de Rapin hatte aus der glücklichen Ehe mit Marie Anne Testart sieben Kinder erhalten, von denen die zweite Tochter die Urahne von über 50 lebenden Frankfurter Familien wurde und die dritte Tochter, die Urahne des Luftschiffbauers Graf Ferdinand Zeppelin. Von der vierten Tochter leben Nachkommen in Dänemark und von der fünften Tochter in Frankreich und der Schweiz. Es ist nun interessant, daß für die Vorfahren Paul Rapins die Abstammung von Kaiser Karl dem Großen frei nachgewiesen worden ist. In der Ahnenreihe finden sich außer Karl dem Großen und seinem Sohn Ludwig dem Frommen Heinrich der Vogelsteller und nicht weniger als neun französische kapetingische Könige. Da von Kaiser Karl dem Großen rückwärts weitere fünf Vorfahren ebenfalls bekannt sind, nämlich König Pippin der Jüngere, Karl Martell, Pippin von Heristal, Begga und Pippin der Ältere († 639), so können also diese Frankfurter Familien auf eine urkundlich nachgewiesene Ahnenreihe von 1300 Jahren zurückblicken.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.